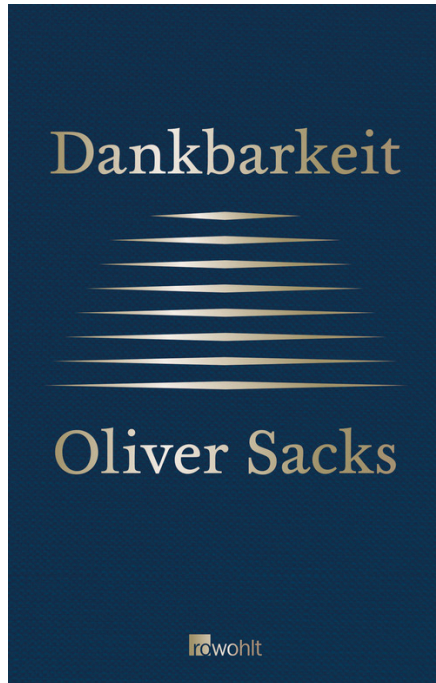
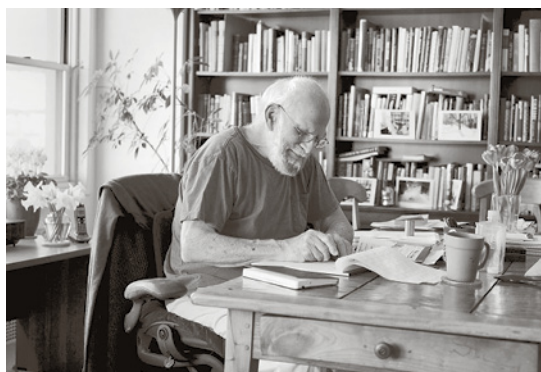


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-498-06440-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.



Oliver Sacks

Dankbarkeit

Aus dem Englischen von Hainer Kober

Rowohlt

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
«Gratitude» bei Alfred A. Knopf, New York und Toronto.

8. Auflage November 2020

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe

© 2015 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

«Gratitude» Copyright © 2015 by Oliver Sacks

Fotografien Copyright © 2015 by Bill Hayes

Folgende Essays erschienen zuerst in The New York Times:

«Quecksilber» («Mercury» unter dem Titel «The Joy of Old
Age») am 6. Juli 2013, «Mein Leben» («My Own Life») am 19.
Februar 2015, «Mein Periodensystem» («My Periodic Table») am 14. Juli 2015 und «Sabbat» («Sabbath») am 14. August 2015.

Lektorat Uwe Naumann

Einbandgestaltung ANZINGER|WÜNSCHNER|RASP, München

Innentypografie Daniel Sauthoff

Satz Foundry Wilson bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978 3 498 06440 2

Inhalt

Vorwort
Quecksilber
Mein Leben

Vorwort

Obwohl Oliver Sacks schon von Alter, Krankheit und Tod gezeichnet war, als er diese vier Essays schrieb, zeugen sie von bemerkenswerter Gelassenheit und Klarheit. Der erste Aufsatz, «Quecksilber», der in einer einzigen Sitzung nur wenige Tage vor seinem achtzigsten Geburtstag im Juli 2013 entstand, preist die Freuden des hohen Alters – ohne die Gebrechen von Körper und Geist zu verschweigen, die es mit sich bringen kann.

Anderthalb Jahre später, kurz nach Beendigung seiner Autobiographie *On the Move*, erfuhr Oliver Sacks, dass der seltene Melanomtyp in seinem Auge, der 2005 entdeckt worden war, Metastasen in seiner Leber gebildet hatte. Für diese besondere Krebsart gibt es kaum Behandlungsmöglichkeiten, weshalb ihm seine Ärzte voraussagten, dass ihm wenig mehr als ein halbes Jahr bleibe. Binnen weniger Tage schloss er den Aufsatz «Mein Leben» ab, in dem er seine grenzenlose Dankbarkeit für ein randvolles Leben zum Ausdruck brachte. Dennoch zögerte er, den Text sofort zu veröffentlichen. War es verfrüht? Sollte er mit der Information über seine unheilbare Krankheit an die Öffentlichkeit gehen? Einen Monat später, buchstäblich in dem Augenblick, als er sich für eine Behandlung, die ihm einige zusätzliche Monate aktives Leben schenken sollte, unter das Messer begab, gab er die Anweisung, den Aufsatz an die *New York Times* zu schicken, wo er am folgenden Tag veröffentlicht wurde. Die überwältigenden und mitfühlenden Reaktionen auf «Mein Leben» haben ihn tief bewegt.

Im Mai, Juni und in den ersten Julitagen 2015 war er bei relativ guter Gesundheit – sodass er schreiben, schwimmen, Klavier spielen und reisen konnte. In dieser Zeit schrieb er mehrere Essays, darunter «Mein Pe-

riodensystem», in dem er seine Gedanken über die lebenslange Faszination durch die Elemententabelle und über die eigene Sterblichkeit notierte.

Ab August verschlechterte sich seine Gesundheit rapide, trotzdem widmete er seine letzten Energien dem Schreiben. «Sabbat», der letzte Text des vorliegenden Buches, lag ihm besonders am Herzen. Immer wieder ging er ihn Wort für Wort durch, bis er in vollkommen geläuterter Form vorlag. Zwei Wochen vor seinem Tod, der am 30. August 2015 eintrat, wurde der Text veröffentlicht.

Kate Edgar und Bill Hayes

Quecksilber



Letzte Nacht habe ich von Quecksilber geträumt – riesigen, glänzenden Quecksilberkugeln, die stiegen und fielen. Quecksilber ist Element 80, und mein Traum erinnerte mich daran, dass ich selbst am Dienstag achtzig werde.

Elemente und Geburtstage sind für mich seit jenen Kindertagen miteinander verknüpft, als ich die Ordnungszahlen der Elemente kennenlernte. Mit elf Jahren konnte ich sagen: «Ich bin Natrium» (Element 11), und heute, mit neunundsiebzig, bin ich Gold. Vor ein paar Jahren, als ich einem Freund zu seinem achtzigsten Geburtstag eine Flasche mit Quecksilber schenkte – eine Spezialflasche, die weder leckschlagen noch zerbrechen konnte –, schaute er mich verständnislos an. Doch spä-

ter erhielt ich einen liebenswürdigen Brief von ihm, in dem er scherzte: «Ich nehme jeden Morgen einen kleinen Schluck für meine Gesundheit.»

Achtzig! Ich kann es kaum glauben. Oft habe ich das Gefühl, das Leben würde gerade erst beginnen, nur um gleich darauf zu erkennen, dass es schon fast vorbei ist. Meine Mutter war das sechzehnte von achtzehn Kindern, ich der jüngste ihrer vier Söhne und fast der jüngste der zahlreichen Cousins und Cousinen mütterlicherseits. Immer war ich auf der höheren Schule der Jüngste in meiner Klasse. Dieses Empfinden, der Jüngste zu sein, ist mir geblieben, obwohl ich heute fast der älteste Mensch bin, den ich kenne.

Mit einundvierzig Jahren dachte ich, ich würde sterben, als ich, allein auf einem Berg unterwegs, unglücklich stürzte und mir ein Bein brach. Ich schiente es, so gut es ging, und begann, mich mit den Armen den Berg hinunterzuschleppen. In den Stunden, die folgten, stürmte eine lange Flut von Erinnerungen auf mich ein, gute und schlechte. Die meisten lösten ein Gefühl der Dankbarkeit aus – Dankbarkeit für das, was mir andere gegeben hatten, aber auch Dankbarkeit dafür, dass ich ein wenig hatte zurückgeben können. Im Jahr zuvor war *Awakenings* erschienen, mein zweites Buch.

Mit fast achtzig und einer Vielzahl gesundheitlicher Probleme, von denen mich aber keines entscheidend einschränkt, bin ich glücklich, dass ich lebe – «Wie schön, dass ich nicht tot bin!», rufe ich bei besonders prächtigem Wetter manchmal aus. (Ganz anders die Geschichte, die mir ein Freund erzählte, der an einem herrlichen Frühlingsmorgen mit Samuel Beckett einen Spaziergang durch Paris machte und zu ihm sagte: «Sind Sie an einem solchen Tag nicht glücklich, dass Sie leben?» Woraufhin Beckett antwortete: «So weit würde ich nicht gehen.») Ich bin dankbar, dass ich so viele Dinge erlebt habe –

wunderbare und schreckliche – und dass ich in der Lage war, ein Dutzend Bücher zu schreiben, unzählige Briefe von Freunden, Kollegen und Lesern zu bekommen und das zu genießen, was Nathaniel Hawthorne den «Verkehr mit der Welt» nannte.

Ich bedaure, dass ich so viel Zeit verschwendet habe (und noch immer verschwende); ich bedaure, dass ich mit achtzig noch genauso schüchtern bin wie mit zwanzig; ich bedaure, dass ich keine Sprache außer meiner Muttersprache spreche und dass ich andere Kulturen nicht so gründlich bereist und studiert habe, wie ich es gern getan hätte.

Ich denke, ich sollte mein Leben vollenden, was immer unter der «Vollendung eines Lebens» zu verstehen ist. Einige meiner Patienten sagen mit neunzig oder hundert: «*Nunc dimittis* – ich hatte ein erfülltes Leben, und nun bin ich bereit zu gehen.» Für einige von ihnen bedeutet das, in den Himmel zu kommen – sie gehen immer davon aus, in den Himmel zu kommen und nicht in die Hölle, obwohl Samuel Johnson und James Boswell bei dem Gedanken, in die Hölle zu fahren, erschauerten und mit David Hume zürnten, der von dergleichen Gedanken nichts wissen wollte. Ich glaube nicht an irgendeine Post-mortem-Existenz (und wünsche sie mir auch nicht) – allenfalls in der Erinnerung von Freunden und als Hoffnung, dass einige meiner Bücher nach meinem Tod noch zu den Menschen «sprechen» werden.

W. H. Auden sagte oft zu mir, er wolle achtzig werden und dann «verschwinden» (er wurde nur siebenundsechzig). Obwohl vierzig Jahre seit seinem Tod vergangen sind, träume ich noch häufig von ihm, ebenso wie von meinen Eltern und früheren Patienten – sie alle sind schon lange von mir gegangen, aber immer noch geliebt und wichtig in meinem Leben.

Mit achtzig droht das Schreckgespenst der Demenz oder des Schlaganfalls. Ein Drittel meiner Altersgenossen ist tot, und viele der Lebenden sehen sich – geistig oder körperlich schwer behindert – in einer tragisch reduzierten Existenz gefangen. Mit achtzig sind die Spuren des Verfalls nicht mehr zu übersehen. Die Reaktionen werden ein wenig langsamer, Namen entfallen einem häufiger als früher, und man muss mit seinen Kräften haushalten, aber auch so fühlt man sich noch häufig voller Energie und Leben und keineswegs «alt». Mit ein bisschen Glück bleiben mir vielleicht noch, mehr oder minder unbeeinträchtigt, ein paar gute Jahre voller Liebe und Arbeit – die wichtigsten Dinge im Leben, wie uns Freud versichert.

Wenn meine Zeit gekommen ist, hoffe ich, «in den Sie-
len» zu sterben wie Francis Crick. Als er erfuhr, dass sein Darmkrebs zurückgekehrt war, verstummte er zunächst und blickte einen Augenblick ins Leere, dann nahm er den unterbrochenen Gedankengang wieder auf. Einige Wochen später nach seiner Diagnose befragt, sagte er: «Was einen Anfang hat, muss auch ein Ende haben.» Als er achtundachtzigjährig starb, steckte er mitten in einem höchst kreativen Forschungsprojekt.

Mein Vater, der vierundneunzig wurde, sagte häufig, die Zeit zwischen achtzig und neunzig sei das schönste Jahrzehnt seines Lebens gewesen. Er empfand – ähnlich wie ich heute – keine Verengung, sondern eine Ausweitung seines geistigen Horizonts. Man blickt auf ein langes Leben zurück – nicht nur auf das eigene, sondern auch das anderer. Man hat Triumphe und Tragödien, Hochs und Tiefs, Revolutionen und Kriege, große Erfolge und tiefe Zweifel erlebt. Man hat gesehen, wie beeindruckende Theorien entstanden und dann an ein paar störrischen Fakten scheiterten. Man besitzt ein geschärftes Bewusstsein für Vergänglichkeit und – viel-

leicht – auch für Schönheit. Mit achtzig überblickt man eine lange Strecke und hat einen lebhaften, lebendigen Sinn für Geschichte, der sich in jüngeren Jahren nicht erschließt. Ich kann mir vorstellen, in allen Fasern spüren, wie ein Jahrhundert beschaffen ist, was ich mit vierzig oder sechzig nicht vermochte. Ich empfinde das hohe Alter nicht als einen Lebensabschnitt zunehmender Trostlosigkeit, den man ertragen und so gut wie möglich überstehen muss, sondern als eine Zeit der Muße und Freiheit, der Freiheit von den künstlichen Zwängen früherer Tage, der Freiheit, alles zu erkunden, wonach mir der Sinn steht, und die Gedanken und Gefühle eines ganzen Lebens zusammenzufügen.

Ich freue mich darauf, achtzig zu werden.

Mein Leben



Vor einem Monat glaubte ich, gesund zu sein, sogar sehr gesund. Mit einundachtzig schwimme ich immer noch eine Meile pro Tag. Aber mein Glück hat mich verlassen – vor einigen Wochen erfuhr ich, dass ich multiple Metastasen in der Leber habe. Vor neun Jahren entdeckte man bei mir einen seltenen Tumor im Auge, ein okuläres Melanom. Durch die Bestrahlung und die Laserbehandlung, mit denen der Tumor entfernt werden sollte, habe ich die Sehkraft in diesem Auge verloren. Zwar metastasieren okuläre Melanome in etwa 50 Prozent der Fälle, doch angesichts der Besonderheiten meines Falls war die Wahrscheinlichkeit viel geringer. Ich gehöre zu den wenigen Pechvögeln.

Ich bin dankbar dafür, dass mir seit der ursprünglichen Diagnose noch neun Jahre guter Gesundheit und Produktivität blieben, aber nun erwartet mich der Tod. Der Krebs hat ein Drittel meiner Leber verzehrt, und selbst wenn er nur langsam voranschreitet, gehört er

doch zu den Krebsarten, die man nicht aufzuhalten vermag.

Jetzt muss ich entscheiden, wie ich meine letzten Monate verbringen will. Es sollen denkbar erfüllte, kostbare, produktive Monate sein. Ich halte mich hier an die Worte von David Hume, einem meiner Lieblingsphilosophen, der, als er mit fünfundsechzig erfuhr, dass er unheilbar krank war, an einem einzigen Apriltag des Jahres 1776 eine kurze Autobiographie mit dem schlichten Titel «Mein Leben» schrieb.

«Ich rechne jetzt mit einer schnellen Auflösung», schrieb er. «Ich habe von meiner Krankheit nur wenig Schmerzen zu leiden gehabt und habe, was merkwürdiger ist, obwohl es mit mir sehr bergab ging, nicht einen Augenblick an Niedergeschlagenheit gelitten ... Ich bin wie eh und je eifrig bei meinen Studien und in Gesellschaft heiter.»

Ich habe das Glück, mehr als achtzig Jahre gelebt zu haben, und die fünfzehn Jahre, die mir über Humes fünfundsechzig hinaus gewährt wurden, waren voller Arbeit und Liebe wie die Jahre davor. In dieser Zeit habe ich fünf Bücher veröffentlicht und eine Autobiographie abgeschlossen (die erheblich länger ist als die wenigen Seiten von Hume); und mehrere andere Bücher sind fast fertig.

Hume fährt fort: «Ich bin ... ein Mann sanften Gemüts ... selbstbeherrscht, offen, gesellig und heiter ... Leicht andern zugetan und nur schwer jemandem feindlich gesonnen und maßvoll in allen meinen Leidenschaften.»

Hier unterscheide ich mich allerdings von Hume. Zwar hatte ich in meinem Leben Liebesbeziehungen, Freundschaften und war kaum jemandem feindlich gesonnen, aber ich kann nicht sagen (noch würde irgendjemand, der mich kennt, von mir behaupten), ich sei ein Mann sanften Gemüts. Ganz im Gegenteil, ich habe ei-

nen heftigen Charakter und schieße in allen meinen Leidenschaften über das Ziel hinaus.

Und doch gibt es in Humes Essay eine Zeile, die ich vorbehaltlos unterschreiben kann: «Weniger ans Leben gebunden kann man schwerlich sein als ich im Augenblick.»¹

In den letzten Tagen gelang es mir, mein Leben wie aus großer Höhe zu betrachten, als eine Art Landschaft, und mit einem vertieften Empfinden für die Beziehung zwischen allen ihren Teilen. Was nicht heißt, dass ich mit dem Leben abgeschlossen hätte, ganz im Gegenteil, ich fühle mich außerordentlich lebendig, und ich wünsche und hoffe, in der Zeit, die mir bleibt, meine Freundschaften zu vertiefen, den Menschen, die ich liebe, Lebewohl zu sagen, mehr zu schreiben, zu reisen, wenn ich die Kraft habe, und neue Stufen der Erkenntnis und Einsicht zu erklimmen.

Ich werde Mut, Ehrlichkeit und klare Worte brauchen, während ich mich bemühe, mit der Welt und den Menschen ins Reine zu kommen. Trotzdem wird Zeit bleiben für etwas Spaß (und sogar Albernheit).

Plötzlich sehe ich alles viel deutlicher. Mir bleibt keine Zeit mehr für Unwichtiges. Ich muss mich auf mich, meine Arbeit und meine Freunde konzentrieren. Ich werde mir nicht mehr jeden Abend die Nachrichten anschauen und mich nicht mehr an Streitgesprächen über Politik und die globale Erwärmung beteiligen.

Nicht dass ich gleichgültig geworden wäre, ich bin nur nicht mehr so «ans Leben gebunden». Ich mache mir nach wie vor große Sorgen um den Nahen Osten, die globale Erwärmung, die wachsende Ungleichheit, aber diese Dinge gehen mich nichts mehr an; sie gehören der

1 Alle Zitate: David Hume, «Mein Leben», in: ders., *Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand*, Hamburg, Felix Meiner, 1993, S. LX.

Zukunft an. Ich freue mich immer über die Begegnung mit begabten jungen Leuten – selbst wenn sie meine Metastasen biopsieren und diagnostizieren. Ich glaube, die Zukunft ist in guten Händen.

In den letzten zehn Jahren ist mir zunehmend bewusst geworden, wie viele meiner Altersgenossen starben. Meine Generation ist dabei abzutreten, und jeden Tod empfand ich wie eine schmerzhaft Ablösung – als würde ein Stück aus mir herausgerissen. Wenn wir fort sind, wird es niemanden mehr geben wie uns, aber schließlich gibt es niemals jemanden, der wie ein anderer ist. Wenn Menschen sterben, können sie nicht ersetzt werden. Sie hinterlassen Lücken, die sich nicht füllen lassen, denn es ist das Schicksal – das genetische und neuronale Schicksal – eines jeden Menschen, ein einzigartiges und einmaliges Individuum zu sein, seinen eigenen Weg zu gehen, sein eigenes Leben zu leben und seinen eigenen Tod zu sterben.

Ich kann nicht behaupten, ohne Furcht zu sein. Doch mein vorherrschendes Gefühl ist das der Dankbarkeit. Ich habe geliebt und wurde geliebt, ich habe viel bekommen und ein wenig zurückgegeben; ich habe gelesen und ferne Länder bereist und gedacht und geschrieben. Ich hatte Verkehr mit der Welt, den ganz besonderen Verkehr der Schriftsteller und Leser.

Vor allem aber war ich ein fühlendes Wesen, ein denkendes Tier auf diesem schönen Planeten, und schon das allein war ein wunderbares Privileg und Abenteuer.

[...]